

Walther Umstätter

Die Folgen der Online-Revolution

Begabungsförderung durch Informationskompetenz

Die Online-Revolution begann vor rund vierzig Jahren mit dem Vormarsch von Literaturdatenbanken wie MEDLINE, ERIC, BIOSIS, CHEMABS, SCISEARCH unter anderem in den Bibliotheken. Sie revolutionierte schrittweise die Universitäten, die Wissenschaft insgesamt, und mit den Volltext- beziehungsweise Multimediatdatenbanken im Internet auch die Schulen und die gesamte Aus-, Fort- und Weiterbildung inklusive Publikationswesen und Blended Learning.¹ Damit wurde der Ruf der Bibliothekare nach information literacy beziehungsweise nach allgemeinen Kenntnissen im Bereich der Informationskompetenz immer lauter.

Vom Wort her bedeutet Informationskompetenz, im Bereich der Information sachkundig und wettbewerbsfähig zu sein. Dies aber weniger im Wettbewerb der information professionals, von denen man annehmen muss, dass sie auf diesem Gebiet kompetent sind, als vielmehr von denen, die bis zur Online-Revolution eigentlich nur zu wissen brauchten, dass man in Bibliotheken das fand, was man an publiziertem Wissen brauchte. Wie man es fand, war hauptsächlich Aufgabe der Bibliothekare.

Noch zu Beginn dieser Online-Revolution ging man zu einem Informationsvermittler in die Bibliothek, führte ein presearch interview, in dem geklärt wurde, über welche Informationsmedien wie Adressverzeichnisse, Computerprogramme, Dissertationen, Fahrpläne, Faktensammlungen, Lehrbücher, Loseblattsammlungen, Monografien, Nachschlagewerke, Normen, Patente, Fotos, Rechtsvorschriften,

Man muss zwischen der
Informationskompetenz der
Informationsspezialisten und der ihrer
Endnutzer unterscheiden.

ten, Reports, Reviews, Tageszeitungen, Tagungsbände, Tonaufzeichnungen, Videos, Zeitschriftenaufsätze et cetera die gestellte Frage beantwortbar war, in welchen Daten- oder Faktenbanken, Katalogen et cetera sie mit welchen Suchstrategien recherchiert werden konnte und wie hoch die recall ratio beziehungsweise die precision bei erfolgter Suche war.

Dieses presearch interview machte die Kunst der Frage² deutlich: Wo liegt das eigentliche Problem, wie lautet die richtige Frage, in wie viel Unterfragen muss unterteilt werden, welcher zeitliche und finanzielle Aufwand ist gerechtfertigt, wie hoch und wie zuverlässig sind die Trefferzahlen, wie gezielt kann gesucht werden, ist die Suche mithilfe eines Thesaurus, einer Schlagwortliste, einer Klassifikation, einer Normdatei et cetera beeinflussbar, wie viele Synonyme beziehungsweise Quasisynonyme sind zu berücksichtigen, welche Polyseme können zu falschen Treff-

fern führen, wie hoch ist die Überlappung der Treffer bei verschiedenen Datenbanken und Suchstrategien? Wie up to date sind die Quellen? Wie ist deren Qualität einzuschätzen? Welche Quellen sind unter welchen Bedingungen zu beschaffen, kann die Antwort durch persönlichen Kontakt zu einem Experten rascher, zuverlässiger oder besser beantwortet werden et cetera. Damit ist nur ein kleiner Teil des Spektrums an Kenntnissen der Informationskompetenz angerissen.

Bibliothekarische und themenspezifische Informationskompetenz

Damals gab es unter den Informationsspezialisten daher noch eine heiße Diskussion, ob man mehr als nur eine Datenbank wirklich professionell recherchieren könne, denn die Suchstrategie in MEDLINE war eine völlig andere, als die in BIOSIS, und diese wiederum völlig anders als die in SCISEARCH (heute Web of Science) oder in CHEMABS. Aus dieser Zeit stammt ja auch der Begriff Suchstrategie, weil man die Recherche strategisch plante und wissen musste, was unter Browsing, Check Tag, Explosion, Mainheading, Scope Note, Subheading et cetera zu verstehen ist und welcher Konstruktion der Thesaurus unterliegt.

Informationskompetenz hat grundsätzlich zwei Aspekte, den bibliothekarischen und den themenspezifischen. Das führt dazu, dass Informationsspezialisten nur bei genauer Kenntnis der Fragestellung ihre Informationskompetenz einbringen können, beziehungsweise die Endnutzer ausreichend informationskompetent sein müssen, wenn sie selbst recherchieren. Optimal ist somit, im wissenschaftlichen Bereich, noch immer die Zusammenarbeit eines Informationsspezialisten, eines Fachreferenten oder eines Science Librarian, und die des Endnutzers. Dabei sind viele einfache Fragestellungen auch vom Endnutzer allein zu bewältigen, wenn dieser ausreichende Grundkenntnisse hat. Sie zu vermitteln, ist bereits die Aufgabe bei Kindern und Jugendlichen.

Heute wird von wissenschaftlichen Endnutzern zusätzlich erwartet, dass sie in der laufenden Diskussion auch Begriffe wie Book Search, Copyright, Internetkontrollen, Open Access, Peer Reviewing und Ähnliches inhaltlich zuordnen können.

Es war für Bibliothekare nicht neu, als die Stefistudie 2001 (www.stefi.de) zu dem Ergebnis kam, dass Studierende an Deutschen Hochschulen zu wenig Informationskompetenz hätten. Die Autoren hatten unter anderem von Bibliothekaren

1 Der vorliegende Beitrag geht auf Überlegungen zurück, die in einer Monografie des Autors mit dem Titel »Zwischen Informationsflut und Wissenswachstum«, Simon Verl. Berlin. Im Druck, erscheinen wird.

2 Umstätter, Walther (1993): Die Kunst der Frage. In: Bibliotheksdienst 27 (8), Seite 1180–1191

erfahren, dass Informationskompetenz wichtig ist, wussten aber weder was Browning wirklich bedeutet (das sie, soweit erkennbar, mit den dirty one-term-searches verwechselten) und sie ließen Begriffe wie recall ratio, precision, truncation, context operator und vieles andere im Gegensatz zu den Booleschen Operatoren unerwähnt. Die Folge ist, dass sie auch »Volltextrecherche- und Bestelldienste« wiederholt gemeinsam nannten, womit deutlich wird, dass sie nicht wussten, was eine Volltextrecherche wirklich impliziert. Ihre Erkenntnis, dass die Fachbereiche der Universitäten IuK-Beauftragte haben sollten, lässt nicht vermuten, dass sie die Funktionen von Fachreferenten oder Information Resources Managern wirklich kannten. Sie hielten ihr Wissen für informationskompetent, obwohl eigene Recherchen nicht besonders erfolgreich waren, wie man an einer Fußnote mit dem Hinweis, dass »eine diesbezügliche Literaturrecherche [...] nur vereinzelt zu Ergebnissen führte« sieht.

Informationskompetenz in der Wissenschaftsgesellschaft

Man muss zwischen der Informationskompetenz der Informationsspezialisten und der ihrer Endnutzer unterscheiden. Schon die Bibliothekare in dieser Funktion haben inzwischen erkannt, dass sie www.informationskompetenz.de brauchen, eine Zusammenarbeit der Informationsspezialisten auf den verschiedenen Fachgebieten. Hier hat sich also inzwischen die Erfahrung der alten »Onliner« durchgesetzt, dass man nicht in Chemie, Journalismus, Jura, Medizin, Sozialwissenschaft, Wirtschaft et cetera wirklich kompetent recherchieren kann, ohne sich zu spezialisieren, und trotzdem geistert noch die Vorstellung durch die Fachliteratur, dass Studierende, und nun auch Schüler, ihren Informationsbedarf selbst recherchieren können sollten.

Das ist zwar durchaus richtig, die Frage ist nur, wie weit sie dies können sollten. Denn dass man von ihnen nicht dasselbe erwarten kann, was Studierende der Bibliotheks- und Informationswissenschaft seit Jahren lernen, dürfte klar sein. Je früher sie aber schon als Kinder damit beginnen, umso selbstverständlicher wachsen sie in diese Wissenschaftsgesellschaft von heute hinein.

Auch der Umgang mit eigenen Datenbanken, anstelle der früheren Karteikästen, neben der obligatorischen Textverarbeitung und anderen Softwareangeboten, sollte bei der Informationskompetenz

nicht übersehen werden, da dies in die Unterbegriffe computer literacy und media literacy gehört. Es wäre eine Fehleinschätzung zu glauben, dass der Laie nun alles selber kann, und trotzdem müssen wir erwarten, dass er mehr davon versteht, als seine Vorgänger, vor dieser Online-Revolution.

Einstein hat dies bei seiner Rede am 22. August 1930, anlässlich der Eröffnung der siebten Deutschen Funkausstellung und Phonoschau in Berlin drastisch formuliert: »Sollen sich auch alle schämen, die gedankenlos sich der Wunder der Wissenschaft und Technik bedienen und nicht mehr davon geistig erfasst haben als die Kuh von der Botanik der Pflanzen, die sie mit Wohlbehagen frisst.«

Freundlicher, präziser und themenspezifischer gesagt: Die Informationskompetenz von heute erfordert nicht nur Grundkenntnisse über Informationsmedien wie Rundfunk, Fernsehen, Literatur, E-Journals, E-Books, computer literacy oder Web 2.0, sie macht es auch notwendig, die Qualität von Informationsquellen zu beurteilen und eine Vorstellung davon zu haben, was Information ist.

Es gehört zu den heutigen Bildungsanforderungen zu wissen, was die Informationstheorie überhaupt besagt, nachdem diese die größte Revolution des letzten Jahrhunderts auslöste. Was ist Information, und wodurch unterscheidet sie sich von Redundanz, Rauschen oder Wissen?

Gerade das Wissen ist unsere einzige Chance, Gründe für die Zuverlässigkeit und Qualität von Information zu finden.

Im Wettbewerb um die beste Information

Nun müssen sich Experten natürlich davor hüten, ihr Wissen als Allgemeinwissen zu postulieren. So fragt man sich in manchen Diskussionsbeiträgen von Bibliothekaren und Informationsspezialisten, worin diese sich noch von den Laien unterscheiden wollen, wenn sie von diesen fordern, mit Information so kompetent zu agieren, wie sie es selbst tun. Tatsache ist, dass schon etliche Schüler heute mit dem Internet so selbstverständlich umgehen, wie es sich so mancher Erwachsene wünschen würde, und auch einige Bibliothekare verstehen im Moment vermutlich vom Twitttern, Googlen, Bingen oder Bloggen weniger als manche ihrer Bibliotheksbenutzer. Hier zeichnet sich bereits ein höchst virulenter Generationskonflikt ab.

Nun ist eines der großen Probleme der Informationskompetenz, dass Information nicht nur dazu da ist, Menschen zu informieren, sondern auch um sie zu ma-

nipulieren. Allein hinter den Massenmedien, die uns täglich informieren, stehen weitgehend staatliche, politische, privatwirtschaftliche und andere Interessengruppen, die uns unablässig den Eindruck zu vermitteln versuchen, wir Konsumenten müssten unbedingt dieses Buch, diese CD, diese Zeitschrift, diese Broschüre, jene Informationsquelle, Aufklärungsschrift et cetera kaufen beziehungsweise studieren, aber in jedem Falle das tun, was die Interessengruppen sich wünschen. Nicht selten deklarieren sie dies als Bildung, sodass heute kaum noch jemand

Was ist Information, und wodurch unterscheidet sie sich von Redundanz, Rauschen oder Wissen?

weiß, was Humboldt mit seiner Bildungsreform erreichen wollte.

Da diese Manipulation durch Information insbesondere schon bei Kindern beginnt, sind diese besonders gefährdet.

So ist eines der interessanten Phänomene der Informationskompetenz, dass fast alle Menschen den Eindruck haben, sie stünden vor einer riesigen und wachsenden Informationsflut. In Wirklichkeit hätten sie aber überhaupt keine Probleme, Rundfunk oder Fernsehen jederzeit abzustellen, Bücher und Zeitungen wegzulegen, ihre Augen zu schließen und bei Belieben sich an einen stillen Ort zurückzuziehen. Stattdessen ist es gerade die Informationskompetenz die sie dazu verleitet, im Wettbewerb um die beste Information, dieser unablässig hinterherzujagen.

Die gefühlte Informationsflut ist also nichts anderes, als der Reklame- und Wettbewerbsdruck durch die hohe Informationskompetenz der konkurrierenden Kollegen, Freunde, Klassenkameraden und eben aller Wettbewerber dieser Erde.

Sobald man erkennt, dass wir also keinesfalls einer Informationsflut unterliegen, sondern im Gegenteil mit allen Mitteln versuchen, über die neusten Informationen an noch unbekanntes Wissen zu gelangen, wird das Problem des »Anakolutischen Informationsdilemmas«³ in dem wir uns befinden, überhaupt erst lösbar. Wir dürfen also nicht die scheinbare Informationsflut eindämmen, sondern müssen Informationen viel allgemeiner zugänglich und auffindbar machen, damit sich jeder gezielt nur das herausfiltern kann, was er mit seiner Begabung braucht. Bei Ranganathan hieß das in seinen fünf Gesetzen der Bibliothekswissenschaft 1932 noch »Every reader his book«.

Von der Informations- zur semiotischen Ebene

Der weitaus größte Teil unserer Zeit wird dadurch verschlungen, dass Zugangsbarrieren verhindern, dass wir an gesuchte Informationen herankommen. Das ist doch der eigentliche Grund, warum Google in den letzten Jahren so attraktiv wurde, weil es so leichten Zugang zu soviel Information bot. Dabei wird aber meist das Deep net noch übersehen.

Obwohl wir schon seit einigen Jahrzehnten Online-Datenbanken und Web-Crawler nutzen können, bemühen sich viele Informationseigentümer um die massive Verknappung dieser Informationen, um die damit zu erzielenden Preise so weit wie möglich in die Höhe zu treiben. Insofern gehört es auch zur Informationskompetenz, eine Vorstellung davon zu haben, wer für welche Information wie viel bezahlt. Dass heute beispielsweise Staaten und Konsortien hohe Beträge aufbringen, die den einzelnen Bibliotheken dann scheinbar in ihren Erwerbungssetats fehlen, gehört auch dazu. Man muss hier allerdings auch hinzufügen, dass wir viele dieser Kosten nicht kennen, weil sie nicht publiziert werden.

Wir haben heute sehr genau zu differenzieren zwischen den Informationen, die Menschen geradezu aufgezwungen werden, wie Reklame, »Schulbildung« oder Ideologien, und solchen, bei denen die Anbieter wissen, welchen Preis sie, entsprechend der Nachfrage, erzielen können.

Es gibt dann noch die zahllosen Tricks, Reklame zu verkaufen, um einen Nachfragebedarf vorzuspiegeln, Reklame mit wichtigen Informationen so zu verquicken, dass die Empfänger sie nicht trennen können, Aus- beziehungsweise Fortbildung ideologisch zu verfärbt, mit rechtlichen Mitteln ihren Konsum zu erzwingen et cetera.

Die Online-Revolution führte zu dem wichtigsten Hilfsmittel der Informationskompetenz, der gezielten Recherche nach bestimmten Informationen, und verhalf damit zu einer massiven Reduktion der sogenannten »Informationsflut«. Dies lässt sich leicht belegen, auch wenn wir damit heute mehr Zeit denn je für die zahllosen Retrievalfragen brauchen, weil wir nun umso erfolgreicher recherchieren können. Wir suchen gezielt Wörter in Katalogen, Bibliografien und Volltexten. Wobei es noch immer einer großen Kunst bedarf, die richtigen Suchworte, Suchwortkombinationen und Suchstrategien zu finden, da diese Wörter ja nur als Benennungen für die von uns gesuchten Begriffe stehen. Das erfordert meist eine hohe Fachkenntnis.

Die Online-Revolution geht nun in eine zweite Phase, in der wir nicht mehr wie bisher nach Worten beziehungsweise Wortkombinationen recherchieren, sondern dem Computer beibringen, von der Informationsebene auf die semiotische Ebene aufzusteigen. Diesen Unterschied zu erkennen, ist ein weiterer Schritt in der zunehmend notwendigen Informationskompetenz unserer Gesellschaft.

Das Problem der Informationsflut erscheint also, sobald man es verstanden hat, wie so viele Probleme höchst trivial und einsichtig. Es ist bei ausreichenden Retrievalkenntnissen im Prinzip auch leicht lösbar. Dagegen wird es geradezu unlösbar, wenn sich die Hoffnung durchsetzt, man könne die sogenannte Informationsflut eindämmen, indem man das Publikationsaufkommen begrenzt, beziehungsweise den freien Zugang zu vorhandenen Publikationen für bestimmte Gruppen beschränkt.

Versuche, die Zahl der Wissenschaftler zu vermindern, indem man das Geld für Bildung und Wissenschaft senkt, um damit auch das Publikationsaufkommen zu bremsen, hat es schon wiederholt gegeben. Die Folgen waren meist verheerend und zwangen die nächste Generation dazu, sie mit ihrem Wissen rasch wieder auszugleichen.

Wissensproduktion am Fließband

Es ist kein Zufall, dass die Online-Revolution hauptsächlich durch die Vermeidung von Doppelarbeit in der Wissenschaft entstanden ist. Sie war vor einem halben Jahrhundert im Wettbewerb zwischen den USA und der Sowjetunion der Auslöser für diese Entwicklung, und dieser internationale Wettbewerb ist auch heute noch der wichtigste Faktor für die zentrale Bedeutung einer guten Informationskom-

petenz, die schon in den Schulen, mit den Bibliotheken gemeinsam, beginnen muss.

An dieser Stelle ist es angebracht daran zu erinnern, dass der Bund der Steuerzahler vor knapp fünfzehn Jahren fragte, ob Öffentliche Bibliotheken noch eine öffentliche Aufgabe seien.⁴ Viel deutlicher kann man den Mangel an Informationskompetenz nicht zur Schau stellen.

Die Online-Revolution hat die Schulen inzwischen längst erreicht, ohne dass diese allerdings bisher wichtige Konsequenzen daraus gezogen haben. Dies spüren insbesondere die Öffentlichen Bibliotheken.

So hat das Internet und die Möglichkeit, online zu recherchieren, unser Gedächtnis und unsere Fähigkeit, Wissen gezielt ad hoc zu akquirieren und zu vergleichen, fundamental erweitert. Schüler und Studierende können nun aber auch weltweit abschreiben, um nicht zu sagen fernkopieren. In der Informationsgesellschaft wächst eine neue Generation heran, die mit dem, was Karl Popper die »Welt 3« nannte, eine völlig neue Selbstverständlichkeit verbindet. Die Welt 3, als das pu-

**Viele Ideen, die uns manchmal
genial erscheinen, sind nichts
anderes als Zeitgeist.**

blizierte Wissen der Menschheit, wird immer rascher und umfassender verfügbar, für den, der informationskompetent in ihr navigiert.

Wenn ich behaupte, dass die Bedeutung der Online-Revolution bis heute weitgehend unterschätzt wird, so meine ich die Tatsache, dass wir mit dem Internet und seinen zahllosen kleinen und großen Datenbanken die Möglichkeit haben, vieles gezielt zu recherchieren, was früher nur über gedruckte Bibliografien, Kataloge oder Nachschlagewerke in Bibliotheken suchbar war.

Dass das Internet eine Revolution in der modernen Informationsgesellschaft darstellt, weiß zwar fast jedes Kind. Was aber weder pädagogisch noch informationslogistisch in den Köpfen vieler Politiker, Lehrer und anderer Entscheidungsträger klar erkannt wird, ist die fundamentale Veränderung der Wissensakquisition und Wissensorganisation in der modernen Gesellschaft, inklusive der gemeinsamen Fließbandproduktion von Wissen. Was das Fließband in der Industriegesellschaft war, ist die assembly line des Internet⁵ in der Wissenschaftsgesellschaft. Hier wirft unter anderem Web 2.0 seine Schatten voraus.

3 Ein Wort, das deutlich machen soll, dass die Menschheit einerseits seit Jahrhunderten das Anakoluth »Ich weiß, dass ich nichts weiß« wiederholt und andererseits ständig eine Informationsflut beklagt.

4 Bund der Steuerzahler: Sind öffentliche Bibliotheken noch eine öffentliche Aufgabe? In: BuB Heft 5/1995, Seite 418

5 Umstätter, Walther: Die Nutzung des Internets zur Fließbandproduktion von Wissen. In: Organisationsinformatik und Digitale Bibliothek in der Wissenschaft: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2000. Hrsg. v. Klaus Fuchs-Kittowski, Heinrich Parthey, Walther Umstätter u. Roland Wagner-Döbler. Berlin: GeWiF (2001) Seite 179–199. www.wissenschaftsforschung.de/JB00_179-200.pdf

Vieles was Generationen vor uns auswendig lernen mussten, weil es noch kein retrievalfähiges erweitertes Gedächtnis gab, kann heute rascher denn je recherchiert werden. Insofern gibt es heute weitaus Wichtigeres, als die Namen von Hauptstädten, Geschichtsdaten oder Autoren auswendig zu lernen. Die Fähigkeit zu wissen, wie wir möglichst gezielt und umfassend die Informationen erhalten, die wir gerade brauchen, wird immer wichtiger, gegenüber dem rudimentären Präsenzwissen, das man früher erwerben musste, als es noch keine so komfortablen Retrievalmöglichkeiten gab und die nächste Bibliothek vergleichsweise weit entfernt war.

Nun ist es sicher nicht so, dass Kinder heute noch so viel auswendig lernen müssen, wie vor hundert Jahren. Aber das Grundprinzip in Prüfungen und Leistungsbewertungen wird noch weitgehend so tradiert, als hätte es keine Online-Revolution gegeben.

Essenzieller Bestandteil der Lehre

Was hat diese Online-Revolution in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts wirklich ausgelöst? Weil sie der Beginn der Digitalen Bibliothek war, revolutionierte sie die Informationslogistik der Welt.

Dass diese Revolution in den kommenden Jahrzehnten in Schule, Berufs- und Hochschule das Denken von Lehrern und Auszubildenden noch weiter radikal umwälzt, wird schlagartig klar, wenn man sich deutlich macht, wie oft wir schon heute in Hörsälen, Flughäfen, Hotels et cetera bei jeder Kleinigkeit das Internet bemühen, um anfallende Fragen zu beantworten. Recherchehilfen in Form von Expertensystemen werden entsprechend hilfreich sein.

Trotzdem erkennt man in den Schulen noch viel zu wenig, dass Informationskompetenz in der Ausbildung von heute essenzieller Bestandteil der Lehre sein muss. Dass also neben dem Präsenzwissen, das jeder Mensch permanent vorrätig hält, das »gewusst wo«, beziehungsweise »wie finde ich« immer wichtiger wird. Diese Erkenntnis versucht die Bibliothekswissenschaft schon seit einigen Jahrzehnten bewusst zu machen.

Die Informationstheorie war im letzten Jahrhundert ohne Zweifel die größte Revolution. Sie führte zur gesamten Computertechnologie, machte die Raketentechnik, Robotik und die Vielzahl von Automatisierungen möglich, die vorher in der Industriegesellschaft alle noch nicht denkbar waren. In ihrer Konsequenz hat



Prof. Dr. rer. nat.
Walther Umstätter,
geboren 1941. Studium der Biologie. Assistent am Institut für Pflanzenphysiologie und Zellbiologie der Freien Universität Berlin.

Von 1975 bis 1982 Aufbau der ersten »Online-Literaturdokumentation« an einer deutschen Universitätsbibliothek in Ulm. Während dieser Zeit Nebentätigkeit als Dozent an der »Schule für Medizinische Dokumentationsassistenten« in Ulm. 1982 Ernennung zum »Bibliotheksrat zur Anstellung«. 1982 bis 1994 Professor für Dokumentations- und Bibliothekswesen in Köln, mit Schwerpunkt Online Retrieval und Bibliografie an der FH für Bibliotheks- und Dokumentationswesen. 1984 bis 1986 Lehraufträge an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln. 1994 bis 2006 Professor am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der HU Berlin.
– Kontakt: walther.umstaetter@cms.hu-berlin.de

das dazu geführt, dass in vielen Berufen eine Person das zu leisten vermochte, wozu vorher nicht selten zehn- bis hundertmal mehr Personal benötigt wurde.

So ernährt ein Landwirt heute in Deutschland etwa hundertvierzig Menschen. Fünfzig Jahre davor war es noch etwa ein Zehntel. Bei der Einführung der Online-Recherchen in Bibliotheken schätzte man, dass sich eine Handsuche in verschiedenen Bibliografien und Katalogen zu einem Thema, von etwa drei Arbeitstagen, im Online-Retrieval auf ein Zehntel verkürzt hatte. Das entsprach größenordnungsmäßig durchaus meiner Erfahrung, als ich 1976 bis 1982 durchschnittlich fünf Recherchen pro Arbeitstag (insgesamt etwa 7000) für die Endnutzer meiner Bibliothek durchführte.

Viele Ideen, die uns manchmal genial erscheinen, sind nichts anderes als Zeitgeist, und darum zeigt sich mit wachsender Informationskompetenz und zunehmendem Wissenschaftsaufkommen, dass einzelne Genies immer seltener ihrer Konkurrenz weit vorausseilen. Im Gegenteil, die Gefahr, dass zwei oder mehr Wissenschaftler eine Entdeckung gleichzeitig machen, wächst mit der Zahl der weltweit agierenden Wissenschaftler, und darum wurde es im Online-Zeitalter immer wichtiger, neue Erkenntnisse möglichst rasch allgemein verfügbar zu machen. Das war der eigentliche Auslöser dieser Revolution nach dem Sputnikschock 1957.

Individuelle Optimierung

Die Konsequenz dessen ist, je kompetenter die allgemeine Öffentlichkeit wird, umso schärfer wird auch der Wettbewerb um die jeweils neuste, beste und zuverlässigste Information. Der Ausweg aus diesem Dilemma einer scheinbaren »Informationsflut« ist eine Individualisierung der Informationskompetenz.

Bei ihr kommt es weniger darauf an, dass zehn Studierende oder Schüler bei der gleichen Fragestellung dieselbe Antwort finden, als vielmehr, dass jeder das findet, was er zur Gesamtlösung beitragen kann. Das gilt natürlich nicht für Trivialrecherchen nach der richtigen Adresse oder dem Geburtsdatum einer Person in Wikipedia. Hinter dieser Aussage steckt aber die Erkenntnis, dass schon Kindergärten und Schulen Begabungen fördern und nicht nur besonders Begabte fördern sollten.

Seit etwa Neunzehnhundert, als die französische Regierung A. Binet aufforderte, herauszufinden, bei welchen Kindern sich eine Schulbildung lohnt, herrscht bis heute ein erschreckender Sozialdarwinismus, der noch immer daran glaubt, es ginge in einer Gesellschaft darum, eine Elite herauszufiltern, anstelle der Erkenntnis, dass es schon bei den Kindern darum geht, die unzähligen Begabungen zu erkennen und zu fördern. Gerade Bibliotheken mit ihrer Förderung der Informationskompetenz haben hier eine große Verantwortung, indem sie Menschen dabei helfen, ihre Informationskompetenz auf die jeweilige Begabung hin zu optimieren.

Es kommt nicht darauf an, dass alle Kinder gleich gut, flüssig, fehlerfrei und gern lesen, im Gegenteil, es gibt Menschen die lesen wenig, aber genau, und andere viel, aber ohne tiefere Einsicht. Wohl denen, die beides können. Aber die Erfahrung zeigt, dass logisches Denken oft sehr zeitraubend ist, und gelesene Sätze genau zu hinterfragen ist nicht weniger zeitraubend (auch mithilfe einer Online-Recherche). Nur so kann man die Qualität des Gelesenen prüfen.

Eine der wichtigsten Vorteile der Online-Revolution ist, dass wir mit moderner Informationskompetenz schon Kindern viel leichter zur Entdeckung ihrer Begabungen verhelfen können, als das früher möglich war. »Gib einem Hungernden einen Fisch, und er wird einmal satt, lehre ihn Fischen, und er wird nie wieder hungern«, sagt Laotse, und das bedeutet übersetzt: Früher boten Bibliotheken ihren Nutzern lesenswerte Lektüre, heute zeigen sie ihnen wie man noch bessere findet.